Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1897

66 (19.3.1897) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 65

Visual Library

Nr. 65. Karlsruhe, Freitag, den 19. März 1897

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist untersagt

Wer? (27)

Kriminal-Roman von Ferdinand Runkel.

„Oh, ich ahne den Mörder!"

„Mir war, als ob ein Haus auf meine Schultern niederkrachte, meine Kniee wankten, ich sank um, und seitdem weiß ich nichts mehr. Ich bin matt und müde."

„Was soll ich thun, mein armer Liebling? rede doch ein Wort. Es kann Stunden dauern, bis der Arzt kommt."

„Wickle Leinen um die Wunde, so fest und so viel Du kannst, damit kein Blut entströmt, das übrige muß der Arzt machen, und laß mich schlafen."

Er schloß die Augen und Traute rang verzweifelt die Hände. Ihr selber schauderte; sollte alles, was sie für den Geliebten gethan hatte, umsonst sein, sollte an der Schwelle des Erfolges ein lumpiges Stück Blei alle Hoffnungen vernichten? Entsetzlich!

Da erschien im entscheidenden Augenblick Göhring.

„Teufel auch, was ist denn hier geschehen? Aha, die Schlange hat gebissen!"

Er bedeutete nun den schwarzen Polizeileuten, den Verwundeten aufzunehmen und auf den Divan von Borgwart's Privatcomptoir zu legen.

„Wasser!" stöhnte Richard.

„Aha, Wundfieber!" meinte Göhring und ging nach der Karaffe, die auf dem Tisch stand und füllte ein Glas, das er dem Verwundeten an die Lippen hielt.

Richard trank in langen, gierigen Zügen, legte sich dann zurück und schlief ein.

Nun trat Göhring zu Traute, die noch besinnungslos an derselben Stelle saß.

„Kommen Sie, mein Fräulein, zum Träumen haben wir jetzt keine Zeit, wir müssen handeln. Herrn von Ellernhorst ist nichts geschehen. Eine leichte Wunde, die ihm nicht einen Tag den Vollbesitz seiner Kräfte raubt. Lassen Sie ihn ruhig liegen, der Arzt wird ihn schon zurecht flicken. Wir müssen vor allen Dingen hinter die Geheimbücher Borgwart's kommen, um unsere Beweise zu erhalten, denn wir wollen doch nicht unverrichteter Sache nach Deutschland zurückkehren."

Traute erhob sich langsam und antwortete mit mattem Lächeln:

„Sie haben Recht. Verzeihen Sie meine kindische Angst. Ich hatte einen Augenblick unsere Mission vergessen; aber Sie sollen mich nicht mehr schwach finden. Kommen Sie an die Arbeit."

Als sie in das Privatcomptoir Borgwarts traten, war Richard sanft entschlummert und die Beiden konnten sich ohne weitere Störung der Durchsuchung des Zimmers widmen.

Göhring meinte: „Der Schreibtisch enthält nichts, zur Sicherheit aber will ich die Platten sprengen, obwohl in einem solchen einfachen Diplomaten-Tisch schwer geheime Fächer angebracht sein dürften."

Die Vermutung des Kommissars erwies sich als zutreffend, und nun wurden die Recherchen im Zimmer mit erhöhtem Eifer fortgesetzt. Die Wände waren nach der Reihe abgeklopft worden, ohne daß man an eine hohle Stelle gelangt wäre. Nun rollte Göhring den schweren Teppich auf und er begann den Fußboden zu untersuchen.

„Aha", meinte er, „der Mann ist uns nicht schlau genug."

Mit prüfendem Blick hatte Göhring das Parkett überschaut und war an einer Stelle niedergekniet, wo die eine Eichenplatte scheinbar locker saß.

„Hier ist etwas nicht in Ordnung. Was aber, ist mir vorläufig noch unklar."

Er zog ein kleines Stemmeisen aus der Tasche und drängte es in die Fugen der einzelnen Eichenplatten. Aber nichts rührte sich.

„Es scheint, ich bin auf falschem Weg", sagte er zu Traute, die ihm aufmerksam zusah. „Locker ist die Platte, aber ich habe nur noch nicht den Schlüssel zu dem Geheimnis entdeckt."

Jetzt begann er rings um die Platte herum einen Druck auszuüben und siehe da, sie hob sich auf einer Seite in die Höhe und zeigte eine kleine Oeffnung. Die Platte bewegte sich in einem Holzcharnier und ließ sich vollständig aufklappen. Der Kasten aber, der sich erschloß, war leer.

„Sollten die Buben schon die Korrespondenz in Sicherheit gebracht haben?" fragte Göhring und blickte zu Traute auf. Diese meinte:

„Es wäre doch eigentlich furchtbar dumm, wenn Borgwart die Beweise seiner Schuld wie Geschäftsbriefe aufbewahren sollte. Das Feuer ist doch immer das sicherste."

„Gewiß, das Feuer ist das sicherste. Borgwart und Klein aber sind Kaufleute, und ich bin überzeugt, daß sie die Verdienste aus ihrer Gaunerei ebenso buchen, wie ihre ehrlichen Geschäfte, und schließlich heben Gauner, die in Kompagnie arbeiten, ihre Korrespondenzen auf, damit der eine Beweis genug gegen den anderen in Händen hat, falls er sich irgendwie unfügsam zeigen sollte. Es ist eine alte Thatsache, daß kein Verbrecher dem anderen traut und daß selbst das intimste Zusammenarbeiten das Bild eines beständigen Kampfes an sich trägt. Darauf allein setzen wir Kriminalisten oft unsere Pläne, und fast immer fangen wir den einen in der Schlinge, die wir dem anderen gelegt haben. In diesem Falle Klein durch Borgwart."

Göhring machte sich nun nach dieser kurzen Unterhaltung daran, die Platte ganz aus dem Charnier herauszuheben, um einen besseren Ueberblick zu gewinnen. Damit kam er, wie durch Zufall, mit dem Hammer an die innere Seite des erschlossenen Kästchens und siehe da, sie schnellte zurück und öffnete einen neuen Raum, in dem sich ein Griff wie der einer Klingel zeigte.

Schnell entschlossen faßte Göhring zu und zog energisch. Der Griff gab nach, es wurde ein eigentümliches, knarrendes Geräusch hörbar, als ob sich ein Fahrstuhl in Bewegung setzte, und zu nicht geringem Erstaunen der beiden Untersuchenden senkte sich der Fußboden etwa in einem Umfange von 1½ Quadratmeter.

Traute trat schnell zurück, während Göhring hinabfuhr. Als er auf dem Boden angekommen war und von dem Fahrstuhl in der Versenkungsplatte hinunter trat, fand er sich in einem schmalen Gang und vor einer schweren eisernen Thür.

Traute, die ihren Mitarbeiter nicht allein lassen wollte, rief hinunter, ob sie nachkommen sollte.

„Ja, aber erst muß ich hier entdecken, wie man das Ding wieder in Bewegung setzt."

Das war keine Schwierigkeit, denn nun lag die Maschinerie offen zu tage und bald standen Beide unten in dem Gewölbe, das sein Licht allein von dem Arbeitszimmer Borgwarts empfing und Göhring versuchte die Thür zu öffnen. Das gelang ihm ohne Schwierigkeit, und nun traten sie in ein neues Gewölbe, das absolut lichtlos war.

Göhring zündete eine Kerze an und entdeckte eine große elektrische Birne, die er schnell andrehte. Sie befanden sich in der Schatzkammer Borgwarts, in Kasten und Kisten fanden sie Gold und Diamanten. Der Gauner hatte es nicht für nötig gehalten, die Sache noch einmal besonders zu verschließen, denn das Gewölbe war so kunstvoll verborgen, daß außer Göhrings Spürtalent wohl kaum ein anderer es je hätte entdecken können. In der einen Ecke stand ein einfacher Schreibtisch, auf dem Papiere unordentlich herumlagen. In nervöser Unruhe durchblätterte Göhring die einzelnen Briefe.

Plötzlich entrang sich seinem Munde ein freudiges „Aha!"

Traute fragte: „Nun, was ist's?"

„Endlich erwischt" antwortete er und reichte ihr einen angefangenen Brief herüber.

„Mein lieber Klein! Ihre Depesche habe ich erhalten und bin gespannt auf Ihren Brief. Ich bin erstaunt über Ihre Geschicklichkeit, mit der es Ihnen gelungen ist, den alten Hilprecht in die Falle zu locken und abzuthun. Ich meinerseits bin dafür, daß wir das Geld nicht hier in der Schatzkammer deponieren, sondern nutzbringend anlegen. Seien Sie bezüglich Ihrer Briefe recht vorsichtig. Auch mit den Geldsendungen ist es eine eigene Sache, Sie müßten zum mindesten versuchen, einen Berliner Großkaufmann für unsere Minenprojekte zu interessieren, damit Geldsendungen unverdächtig an mich gelangen können. Jedenfalls schicken Sie mir einen vertrauten Mann" — — — — Da brach der Brief ab.

Wir wissen, daß Klein der Ratschläge seines guten Freundes und Kollegen nicht bedurfte. Er hatte die Schwierigkeit, auf die Borgwart aufmerksam machte, mit dem geübten Blick eines raffinierten Gauners erkannt und im Sinne seines afrikanischen Komplicen gehandelt, ohne dessen Brief abgewartet zu haben. Daraus folgerte Göhring, daß das Geschäft, das aus der Ermordung Hilprechts entstanden war, nicht das erste seiner Art zwischen den beiden sauberen Herren war. Der Brief überführte natürlich Klein vollständig, und es war nur schade, daß sich die ausführlichere Zuschrift Kleins trotz eifrigsten Suchens nicht fand. Es schien überhaupt, als ob die beiden Gauner ihre Korrespondenzen sofort nach der Lektüre vernichteten. Sie kannten sich beide jedenfalls lange genug, und vertrauten einander, daß keiner Beweise gegen den anderen bedurfte. Trotzdem fiel noch ein wertvolles Beweisstück in Göhrings Hände: das Telegramm Kleins, es war zwar chiffriert, aber da man den Inhalt kannte, so war es dem geübten Detektiv nicht unmöglich, auch gewisse Einzelheiten zu entziffern.

Göhring steckte alles zu sich, und nun verließen sie das Gewölbe, um zu dem kranken Richard zurückzukehren.

Göhring lächelte vergnügt.

„Nun haben wir alles, was wir brauchen und unsere Mission in Afrika ist endlich erfüllt. Wir können abreisen."

„Wenn Richard gesund ist", warf Traute ein und ihre Augen hingen mit sorgenvollem Ausdruck an den Zügen des Leidenden.

„Den werden wir bald gesund haben."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Borgwart's Dienerschaft, die von den Schlichen ihres Gebieters absolut nichts ahnte, war auf's Höchste erstaunt, als sie den Sachverhalt erfuhr. Selbstverständlich stellten sie sich alle in den Dienst des deutschen Polizeibeamten, und als Traute den Gedanken laut werden ließ, nunmehr mit dem Kranken nach Johannesburg zurückzukehren, trat die Haushofmeisterin, eine ältere Frau aus Hamburg, die auf's Höchste empört schien über den Anschlag ihres Herrn, hervor und meinte: die Herrschaften möchten doch wenigstens bis zur Genesung des Verwundeten sich's in der Villa einrichten.

Göhring, der immer Mißtrauische, lehnte anfangs ab, schließlich aber sagte er zu, denn er mußte sich gestehen, daß nach der Verhaftung des Besitzers, selbst wenn die Dienerschaft zum Teil mit ihm gemeinschaftliche Sache machte, jetzt so leicht niemand ihnen ein Leid zufügen würde. Außerdem blieb die Villa unter Polizeiaufsicht, und da auch Traute meinte, man könnte nichts besseres thun und für den Kranken sei nichts vorteilhafter, als hier zu bleiben, wurde der Vorschlag der Haushofmeisterin zum Beschluß erhoben.

* * *

18. Kapitel.

Vereint.

Es waren cirka vierzehn Tage vergangen seit den Ereignissen in der Villa Borgwarts. Nach eifrigem Suchen hatte Göhring neben den Briefen an Klein noch verschiedene andere Adressaten festgestellt, von denen einer in New-York, der andere in Calcutta, ein dritter in Sidney und ein vierter in Petersburg wohnte. Eine weitverzweigte internationale Gaunerbande war so mit einem Schlage entdeckt und die eingehenden Berichte Göhrings an die verschiedenen Polizei-Vorstände der genannten Städte bewirkten die Verhaftung der Hauptvertreter jener Diebsgesellschaft.

Es war nun eigentlich in Afrika nichts mehr zu thun und Göhring mit seiner Kombinationsgabe hatte auch nicht nötig, ein Geständnis von Klein herbeizuführen, da er kombinatorisch festzustellen vermochte, wie der Berliner Großkaufmann aus der Mohrenstraße seinen Geschäftsfreund Hilprecht aus dem Weg geräumt hatte. Kombinationen aber sind keine Beweise, und so war es dringend notwenig, Afrika zu verlassen, um nach Deutschland zurückzukehren und dem Staatsanwalt das aufgefundene Material in die Hand zu legen, der seinerseits dann die Anklage wegen Raubmordes gegen den Chef der Firma Klein u. Co. erheben konnte.

Das alles hatte Göhring Richard, der inzwischen von seiner Wunde vollkommen genesen war, erklärt, und damit den Wunsch verbunden, sobald als möglich nach der Delagoa-Bai abzureisen, um Anschluß an die deutsch-ostafrikanische Dampferlinie zu bekommen, die immer noch die beste Verbindung zwischen den beiden Erdteilen ist.

Richard, der in Begleitung seines Vetters Neuhof nach der Farm „Trautesruh" zurückkehren wollte, meinte, für ihn wäre es unthunlich, nach Deutschland abzureisen. Die schwere Mordanklage zwar war von ihm genommen und er konnte vollkommen gereinigt seinen Kameraden gegenübertreten, aber nicht umsonst habe er hier eine Farm angelegt und sich einen festen Standort geschaffen. Mehr als je drängte ihn der Wunsch, der aufblühenden südafrikanischen Republik auch die Segnungen der Wissenschaft zu teil werden zu lassen und die Gründung einer Universität durch medizinische Kurse in Pretoria vorzubereiten. Sein Vetter Ellernhorst-Neuhof, der mit den philologischen Wissenschaften genügend vertraut war, um eine rudimentäre philosophische Fakultät zu begründen, begeisterte sich gleichfalls in dem Gedanken, Professor, und wenn auch nur südafrikanischer zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Staub und Stadtnebel.

Auch der Staub, den man so gern als eine der überflüssigsten und schädlichsten Erscheinungen in dieser Welt ansieht, hat seine Wirkung: ohne den Staub müßten die Menschen fortwährend tropfnaß herumlaufen und ohne den Staub hätten unsere Dichter nie Gelegenheit bekommen, des Himmels liebliches Blau zu besingen. Diese beiden Behauptungen nehmen sich auf den ersten Blick höchst sonderbar aus; im Polytechnischen Verein in München aber hat dieser Tage Prof. Dr. Emmerich in einem recht hübschen Vortrag die Wahrheit derselben klar bewiesen.

Auf dem Wege des Experiments läßt sich nämlich zeigen, daß sofort dichter Nebel entsteht, wenn man Dampf in eine mit gewöhnlicher Luft gefüllte Glaskugel strömen läßt, daß dagegen die Luft durchsichtig und ohne Nebelbildung bleibt, wenn dieselbe vor ihrem Eintritte in die Glaskugel vom Staube befreit wurde. Die Schlußfolgerungen, welche aus diesen Experimenten gezogen werden müssen, sind: 1. Daß, wenn sich Wasserdampf in der Luft

kondensiert, dies immer auf einen festen Kern geschieht; 2. daß die Staubteile in der Luft die Kondensationskerne bilden; 3. daß, wenn kein Staub in der Luft wäre, es weder Dunst, Wolken, Nebel noch Regen gäbe. Das ist aber noch nicht die ganze Veränderung, welche das Nichtvorhandensein von Staub in der Natur hervorbringen würde.

Wenn die staubfreie Luft mit Wasserdampf gesättigt wäre und Abkühlung eintritt, so würde der Wasserdampf sich auf alle Gegenstände niederschlagen. Jeder Grashalm, jedes Baumblatt, jeder Zweig würde von der Nässe tropfen, welche die vorbeiziehende Luft dort ablagert; unsere Kleider würden in kurzer Frist vollkommen durchnäßt; die Menschen würden tropfnaß herumlaufen und Regenschirme wären nutzlos. Aber damit hätte der Jammer noch kein Ende. An den Wänden unserer Häuser würde das Wasser herunterlaufen, und zwar nicht nur außen, sondern auch im Innern unserer Wohnräume — die Mauern, der Fußboden wären naß und von allen Möbeln und Gegenständen im Zimmer würde das Wasser heruntertropfen. Wir müßten das reinste Reptilienleben führen und hätten beständig gegen die Nässe zu kämpfen.

Diese unerträglichen Zustände würden durch das düstere Aussehen, das die Natur in einer staubfreien Atmosphäre hätte, noch verschlimmert; denn zahllose Erscheinungen in der Erdatmosphäre sind durch den Staub verursacht. Der Staub ist die Ursache der blauen Farbe des heiteren Himmels. Das Licht besteht, wie bekannt, aus Aetherwellen von mikroskopischer Kleinheit. Die kürzesten sind die, welche blaues Licht geben. Der feine Luftstaub enthält zwar viele Teilchen, welche noch groß genug sind, um die kurzen blauen Aetherwellen zu reflektieren, aber äußerst wenige sind so groß, daß sie auch grün und gelb reflektieren, und nur ganz wenige sind groß genug, um die langen, roten Aetherwellen zu zerstreuen. Das rote Licht geht daher unbeeinflußt durch die Atmosphäre; das blaue Licht aber wird vorzugsweise zerstreut und gelangt so ins Auge. Deshalb erscheint feinster Staub und damit der Himmel blau. Jeder, der auf Alpentouren eine Höhe von 3000 Meter überschritten hat, wird sich erinnern, daß da oben, wo nur wenig Staub in der Luft ist, der Himmel nicht hellblau erscheint, sondern eine kalte, tiefdunkelblaue Farbe hat, und daß die Sonne, dem Monde ähnlich, als glänzende Scheibe am dunkelblauen Himmel steht. Das herrliche Hellblau des Himmels, das uns so oft entzückt, die wundervolle Variation, die der beständige Wechsel der Wolkenkonfigurationen den landschaftlichen Bildern erteilt, das prachtvolle Farbenspiel der Wolkenbeleuchtung des Horizonts am Abend — alles das wäre ohne Staub nicht vorhanden. Ohne Staub gäbe es keinen blauen Himmel. Der Himmel wäre vollkommen schwarz und an diesem schwarzen Firmament würde in ihrem glühenden Glanze, dem Monde ähnlich, die Sonnenscheibe stehen. In unvermitteltem grellen Kontrast würde die Erdoberfläche in blendendem Licht erscheinen, wo die Sonnenstrahlen hintreffen, und in tiefschwarzem Schatten, wo sie fehlen.

Aus dem Vortrag ist weiter noch anzuführen, daß der Staub in den Städten in erster Linie den Heizungseinrichtungen entstammt. Wir haben im Winter etwa 200 000 Staubteilchen im Kubikcentimeter Luft, eine Zahl, die auch Sonntags fast die gleiche ist, ein Beweis, daß die Industrie nur in zweiter Linie hier zu rechnen ist. Reine Luft auf Bergen enthält als niedrigste Zahl etwa 400 Staubteilchen. Wesentlich beteiligt an der Bildung der Stadtnebel sind dann diejenigen Verbrennungsgase, wie schweflige Säure, welche eine große Verwandtschaft zum Wasser haben und die infolge dessen Wasserkondensation auch in mit Wasserdampf gesättigter Luft verursachen. Für die Nebelbildung an sich ist die Größe der Staubteilchen nicht maßgebend, sodaß in dieser Beziehung, also abgesehen von Verringerung der Rußbeläftigung, eine rauchschwache Feuerung keine Minderung der Nebel herbeizuführen imstande ist. Anstrebenswert bleibt in dieser Beziehung, die schweflige Säure der Luft fern zu halten, von deren schädlichem Einflusse ja alle in Städten im Freien befindlichen Metallteile ein nur allzu beredtes Wort reden.

Ansteckungsgefahr durch Bücher.

Die Desinfektion von Leihbibliotheksbüchern ist eine für die Hygiene wichtige Frage, die von Dr. v. Schab am Institute für Infektionskrankheiten in Berlin untersucht und im „Zentralblatt fur Bakteriologie“ besprochen wurde. Danach ist die Hoffnung, ängstlichen Gemütern den bakterienfreien Zustand dieser geistigen Nahrungsmittel zusichern zu können, eine bedauerlich geringe. Es ist jetzt etwa 1 Jahr her, daß die Untersuchungen eines russischen Arztes über den Bakteriengehalt der in Petersburger Krankenhäusern benutzten Bücher feststellten, daß sich auf deren Blättern ganz enorme Mengen von Krankheitskeimen befanden. Man hat seitdem alles Mögliche versucht, um der Ansteckungsgefahr durch die Verbreitung solcher Bücher vorzubeugen. Freilich sind wenig Fälle bekannt geworden, bei denen mit Sicherheit eine Ansteckung auf diesem Wege angenommen werden durfte, doch wegen der großen Lebenszähigkeit vieler der gefährlichen Bakterien muß man die Möglichkeit einer derartigen Uebertragung unbedingt zugeben. Cholerakeime, die an seidenen Fäden angetrocknet waren, konnten in trockener Luft 30 Tage lang entwickelungsfähig gehalten werden, die Bacillen der Diphtheritis blieben, an Spielsachen angetrocknet, sogar 3 bis 4 Monate lang entwickelungsfähig. Von großer Zähigkeit ist auch der Diplokokkus der Lungenschwindsucht, Typhuskeime halten sich bis zu 3 Monaten, Tuberkelbacillen gar bis zu 9 Monaten. Nicht anders steht es mit den Keimen der Pocken, des Scharlachs und der Masern. Das einfachste Mittel, um die Ansteckungsgefahr durch Bücher, die von solchen Kranken benutzt wurden, auszuschließen, ist natürlich das Verbrennen solcher Bände. Für den Bestand der heute so überaus stark benutzten Leihbibliotheken würde dieses Mittel aber natürlich nicht durchzuführen sein. Man hat nun alle möglichen anderen Mittel vorgeschlagen, darunter besonders das Formalin. Auch v. Schab hat letzteres angewandt, daneben noch das sogenannte Pictetsche Gasgemisch, das aus gleichen Teilen schwefliger Säure und Kohlensäure besteht. Das Ergebnis der Experimente, die mit einer größeren Zahl von Büchern zu gleicher Zeit vorgenommen wurden, lautete leider dahin, daß selbst nach einer zweimal vierundzwanzigstündigen Einwirkung dieser Mittel weder Eiter- noch Tuberkelbacillen, die künstlich auf die Blätter der Bücher gebracht waren, in annähernd genügendem Grade vernichtet werden konnten. Für den, der hygienisch leben will, bleibt also auch für die Folge nichts anderes übrig, als nur eigene, neu angeschaffte Bücher zu lesen. Bücher, so schließt v. Schab, werden immer zu den am schwersten zu desinfizierenden Gegenständen gehören, da das feste Aufeinanderliegen der Blattflächen, zumal bei glatten Druckpapieren, den Zutritt von desinfizierenden Gasen hemmt oder ganz unmöglich macht.

Zum 22. März!*)

Auf, deutsches Volk und rüste dich zur Feier!
Such' allen Prunk hervor! Schmück' dich in Eil'!
Zum Lobgesange stimme sich die Leier. —
Vieltausendfach ertön' es: „Wilhelm Heil!“
Denn jedem deutschen Herzen bist Du teuer;
An deutscher Freude trägst Du stets Dein Teil;
Du, der des Reiches Feinde hat vernichtet!
Ein einig Deutschland wieder aufgerichtet!

Was war der deutsche Nam', eh' Du erstanden?
Ein leerer Schall! Er klang zuletzt wie Hohn!
Verachtet war er in den meisten Landen,
Und schreckhaft war dem Volk der Feinde Droh'n;
Die in des Landes Herz den Weg oft fanden. —
Das deutsche Selbstbewußtsein war entfloh'n. —
Da hat Dich Gott dem schwachen Reich gesendet;
Du hast's mit starker Hand zum Licht gewendet!

Dann auf des Krieges feuerspei'ndem Krater,
Schufst Du ein Friedensreich voll Herrlichkeit!
Im Kreise Deiner geistesstarken Rater,
Die allezeit Dir standen treu zur Seit',
Warst Du dem deutschen Land ein mächt'ger Vater,
Und segensvoll war Deines Scepters Zeit!
Drum Heil dem Tag, der Dich zuerst gesehen:
Laßt Deutsche alle Freudenfahnen wehen!

Und jede Lippe soll es jubelnd singen:
„Heil Kaiser Wilhelm! Deinem Ehrentag!“
Zum Himmel selbst soll feierlich es dringen,
Soll künden deutscher Herzen treuen Schlag!
Weit über uns're Grenzen soll's erklingen,
Daß auch der Feinde Schar es hören mag. —
Erkennen mögen sie am Jubeltosen:
So ehrt das deutsche Volk „Wilhelm den Großen“!!

A. St. . . .

Verschiedenes.

Seltsames Zahlenspiel. Gelegentlich des kürzlichen Todestages Kaiser Wilhelms I. sei auf ein seltsames Zahlenspiel aufmerksam gemacht, zu dem eine Reihe der wichtigsten Daten aus des alten Kaisers Lebensgeschichte Gelegenheit bietet. Im Jahre 1829, als sich Prinz Wilhelm mit der Prinzessin Augusta von Weimar vermählte, verkündete ihm, wie man sich erzählt, eine Wahrsagerin drei der wichtigsten Jahre seiner Geschichte im voraus: das Jahr 1849, in dem er an der Spitze der preußischen Truppen gegen den innern Feind kämpfen sollte, das Jahr der Kaiserkrönung 1871 und das Todesjahr 1888. Sie fand diese Zahlen, indem sie zu dem Jahre 1829 die Quersumme der Zahl, zu der gewonnenen Summe wieder deren Quersumme addierte ꝛc. Also:

1829	1849	1871
1	1	1
8	8	8
2	4	7
9	9	1
1849	1871	1888

Diese Zahlengruppierung ist ganz hübsch und sie hat, um

*) Gerne veröffentlichen wir dieses Gedicht, das uns von einem Manne des Arbeiterstandes zugegangen ist. Die Red.

hübsch zu wirken, gar nicht nötig, in den Verdacht der Abstammung von einer Wahrsagerin gebracht zu werden.

Bismarcks Rückkehr nach Berlin am 9. März 1871. Der „Veteran", deutsche Krieger-Zeitung, veröffentlicht eine Erinnerung an „Bismarcks Rückkehr aus Frankreich nach Berlin". Am 9. März 1871, einem Donnerstag, früh morgens 3/4 8 Uhr, war es, als ein langer Militärzug mit bekränzter Lokomotive in den Anhalter Bahnhof in Berlin einfuhr. Eine lustige, bunte Avantgarde der zurückkehrenden Truppen drängte sich, als die Thüren des Waggons geschlossen blieben, an die geöffneten Coupéfenster heran, um Zeuge des Augenblicks zu sein, da der deutsche Reichskanzler, Graf Bismarck, der „Kaisermacher", wie er allgemein hieß, nach so langer und so ereignisreicher Abwesenheit ruhmgekrönt seinen Fuß zum erstenmale wieder auf den Boden der preußischen Metropole, die er zur Reichshauptstadt erhoben, niedersetzen würde. Von Versailles aus hatte ihn der Bahnzug über Saarbrücken nach Frankfurt a. M. gebracht, dessen Bewohner dem eisernen Kanzler bei der Abfahrt mit stürmischen Hurras das Geleite gaben; auch in Hanau wartete seiner ein überaus feierlicher Empfang. Es war Abend geworden, als der Zug in die Station einlief; tausendfarbig erstrahlten die illuminierten Häuser, und Pechfackeln leuchteten auf eine zahllose, am Bahnhofe versammelte Volksmenge herab, die den großen Staatsmann unter Hurrarufen und den brausenden Klängen der „Wacht am Rhein" empfing. Es half nichts, der Zug mußte in dieser Stadt lange über die reglementsmäßige Zeit sich aufhalten. Auf den nächsten Stationen wiederholten sich die gleichen Scenen, deren Lebhaftigkeit erst um Mitternacht nachließ und endlich vor Bebra ganz verstummte. Deutschland schlief, aber sein Kanzler, den wohl das Stoßen und Rütteln des Wagens wachhielt, hing gewiß den Gedanken nach über Krieg und Frieden, über Napoleon und Thiers und über das Stück Weltgeschichte, das er in den verflossenen Monaten durchlebt hatte. Inzwischen dämmerte der Morgen herauf, der Zug näherte sich Berlin, dessen Konturen, vom Frühsonnenstrahle beglänzt, immer deutlicher am Horizont sich abhoben. Niemand in der Hauptstadt wußte etwas Genaues über die Stunde der Ankunft des großen Kanzlers. Niemand außer der Gräfin Bismarck, die mit ihrer Tochter auf dem Bahnhof erschienen war und nun den heimkehrenden geliebten Gemahl, der mit elastischem Sprunge dem Coupé entstieg, durch Umarmung und Kuß begrüßte. Daher kam es, daß keinerlei Empfangsvorbereitungen getroffen waren, ja, daß das zufällig anwesende Publikum, von der Ankunft des Kanzlers überrascht, sich kaum so schnell sammeln konnte, um zu grüßen, als der „Kaisermacher", den man natürlich sofort erkannte, den bereitstehenden Wagen mit seinen Damen bestieg, und, freundlich nach allen Seiten grüßend, im schnellsten Tempo davonfuhr. Aber wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von der Ankunft Bismarcks durch die Stadt. Alles eilte im Sturmschritt vor das Palais nach der Wilhelmstraße, welches bald von einer nach Tausenden zählenden Menge umlagert war. Noch im Laufe des Vormittags konnten sich die Berliner durch eigene Anschauung davon überzeugen, daß ihr gefeierter Kanzler wohlbehalten in alter Frische und Gesundheit zurückgekehrt sei. Graf von Bismarck gab dem sehnlichen Verlangen des Volkes nach und zeigte sich der begeisterten Menge, die es bei seinem Gang über die Linden an lauten und stürmischen Ovationen nicht fehlen ließ. Die Prinzessin Karl begab sich auf die Nachricht von der Rückkehr des Kanzlers sofort nach seinem Palais und überreichte ihm eigenhändig einen Lorbeerkranz als „würdigsten und sinnigsten Willkommengruß." Die „Magd. Ztg." fügt hinzu, daß außer der Gemahlin und Tochter des Kanzlers auch noch der damalige Minister des Innern, Graf Fritz Eulenburg, zur Begrüßung auf dem Bahnhof erschienen war. Fürst Bismarck rief dem Kollegen die launigen Worte aus dem Waggonfenster entgegen: „Nun, Kollege, noch auf?"

Ein Pumpgenie. In Würzburg ist dieser Tage ein Student der Theologie, von Wyczlinski, der, wie zahlreiche andere Leute, auch den — Rector Magnificus unter Vorspiegelung falscher Thatsachen um 6800 M. angepumpt hat, zu 2 Jahren 6 Monaten Gefängnis verurteilt worden.

Neues Vogelschutzgesetz für Tirol. Wie allbekannt, wird in Südtirol, besonders in Wälschtirol, der Unfug des Singvögelfanges noch so arg getrieben, daß alljährlich Hunderttausende der armen Vögel gewissenlosen Fängern zum Opfer fallen. Um für ganz Tirol den Singvogelfang unmöglich zu machen, hat der Landtag beschlossen: „Der Tiroler Landtag erklärt den Schutz und die Erhaltung der für die Bodenkultur nützlichen Vögel für höchst wichtig und wünschenswert und beauftragt den Landesausschuß, sich an das hohe k. k. Ackerbauministerium mit dem Ersuchen zu wenden, dasselbe wolle das Geeignete veranlassen, damit zum Schutze der für die Bodenkultur nützlichen Vögel Bestimmungen im internationalen Wege getroffen und die Beschlüsse des Ornithologenkongresses von Paris im Jahre 1895 thunlichst bald im Wege der internationalen Konventionen und der Reichsgesetzgebung Rechnung getragen werden möge. Insbesondere wird auf die engere Heimat, auf Tirol selbst, in dieser Hinsicht Bedacht genommen, und das so bald als möglich."

Litterarisches.

— Die badische Kirchenratsinstruktion vom 6. Juli 1797 und die Lehrfreiheit der Geistlichen der evangelischen Kirche, ein Beitrag zur Kenntnis der badischen kirchlichen Einrichtungen von D. Ludwig von Stösser, Großh. Bad. Geheimerat 1. Klasse, Ministerialpräsident a. D., vom April 1881 bis dahin 1895 mit der Leitung des bad. ev. Oberkirchenrats beauftragt. Freiburg i. B. und Leipzig 1897. — Diese Schrift von 48 kleinen Oktavseiten ist nicht nur sehr gehaltvoll, sondern in hohem Grade zeitgemäß. Kein Berufenerer wäre zu denken, um Sinn und Geist der Kirchenratsinstruktion darzulegen, als der frühere Leiter des Oberkirchenrats, dem es gelungen ist, während seiner Amtsführung die inneren Streitigkeiten der ev. Kirche Badens fast ganz zum Schweigen zu bringen. Die bewußte Instruktion, die in diesem Jahr das Jubiläum ihrer 100jährigen Geltung feiert, welches wenige der modernen Gesetze und Instruktionen erleben, ist ein Werk aus der Regierungsperiode unseres unvergeßlichen Fürsten Karl Friedrich, und kein ehrenderes Zeugnis kann man der Weisheit und dem tiefreligiösen Sinn dieses Regenten zollen, als daß wir bis heute nichts besseres an die Stelle jenes Werkes zu setzen vermochten. Die Kirchenratsinstruktion hat mit Erfolg dahin gestrebt, die Grenzen der Lehrfreiheit mit Rücksicht auf den allgemeinen Bekenntnisstand zu ziehen. Sie fußt auf dem Grundsatz der freien Forschung, die den Glauben lebendig hält, und sie wahrt den Geistlichen das Recht privater Meinungsäußerung in weitem Spielraum. Im Amte fordert sie die Einhaltung bestimmter Richtungslinien. Aber selbst hier läßt sie dem Diener der Kirche die Wahl derjenigen Ausdrucksform, die ihm nach der Zeit und nach dem Bildungsgrade der Zuhörer die angemessensten scheinen. Er darf in kirchlichen Vorträgen nicht von dem Inhalt der giltigen Bekenntnisschriften abweichen, sondern muß seine private Meinung unterordnen, indem er sich die Möglichkeit vor Augen hält, daß er irren könne, und daß er gegenüber dem gemeinsamen Glauben der Gemeindeglieder eine große Verantwortung auf sich laden würde, wenn er eigenmächtig störend eingriffe. Also nicht Heuchelei, sondern nur Bescheidenheit wird verlangt. Stösser hat seine Stellung in dieser Frage schon früher niedergeschrieben, wollte jedoch nicht zur Veröffentlichung schreiten, so lange er im Amte war; jetzt scheint ihm der Augenblick gekommen, um mit der Broschüre hervorzutreten. Der aufmerksame Leser wird zu der Ueberzeugung kommen, die die des Verfassers ist, daß durch Beherzigung der Kirchenratsinstruktion viel Unfriede verhütet und der ev. Kirche Badens genutzt werden kann.

— Das Büchlein „Wie war's und was wird werden?" von Dr. K. M. Ehrmann (Verlag von Wunderling, Regensburg) entrollt in kurzen, erschöpfenden Zügen ein Gemälde der Weltenwickelung von ihren ersten, verborgendsten Anfängen an bis zu unseren Tagen. Das Hauptgewicht legt aber der Verfasser auf die Politik. Seine Ansichten bezüglich unserer Kolonial- und auswärtigen Politik sowie betreffs unseres Verhältnisses zu den anderen Dreibundstaaten und zu Frankreich, Rußland und England scheinen sich völlig zu decken mit den vor einiger Zeit gemachten Aeußerungen des Fürsten Bismarck. Preis 1,60 M.

Zum letzten Preis-Rätsel

erhalten wir folgende Zuschrift:

Karlsruhe, den 17. März 1897.

Sehr geehrte Redaktion!

Das entschiedene Pech, welches ich bei den letzten Preisrätseln hatte, — denn es war wirkliches Pech, und nicht etwa Mangel an „Schläue", wie boshafte Stimmen bereits verlauten ließen, — veranlaßt mich, die Trauer meines geknickten Herzens in angemessener Weise zum Ausdruck zu bringen: Mein Dichterhof wird für die nächste Zeit Trauer anlegen. Statt des stolzen „Schlaumeier" werden Sie nur noch „Karlchen" lesen.

Revenons à ces moutons — auf besagtes Pech zurückzukommen! — In beiden Fällen standen die richtigen Lösungen auf meiner Liste, und zwar beim ersten Rätsel Brand, Rost, Stein, beim zweiten Schnee und Reif, wofür ich Ihnen Zeugen benennen kann, falls Sie es verlangen. Mein von Arbeit überhäuftes Hirn entschied sich jeweils für das unrichtige Wort, jedoch auch dessen Berechtigung wäre nicht gar schwer zu begründen gewesen.

Dem boshaften Verseschmied von gestern Abend (alias gelackten Mitteleuropäer) bitte ich die geehrte Redaktion meinen verbindlichsten Gruß übermitteln zu wollen, zugleich mit Hinweis auf ein bekanntes Citat des alten Langbein.

Ergebenst
Ihr geknicktes Karlchen.

Scherzrätsel.

Das Erste ist ein kleines Wort,
Es sagt dir was von Zeit und Ort.
Die letzten beiden steh'n im Haus,
Sie sind verwandt mit Schrank und Spinde.
Schön ists, wenn nach des Tags Gebraus
Ich ungestört das Ganze finde. Jens Holmen.

Denksprüche.

Wünschest du, einen treuen Diener zu haben, und einen, der dir lieb ist, so bediene dich selbst. B. Franklin.

* * *

Wider Untreu' ist nichts so gut,
Als daß man selbst getreulich thut. Freidank.

Verantwortliche Redaktion: Otto Reuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe, Hirschstraße.